

"Herausforderung Vielfalt" (Rezension)

GERHARD WAGNER, Herausforderung Vielfalt. Plädoyer für eine kosmopolitische Soziologie. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz 1999, 113 S.

Dieser aus einer Bielefelder Habilitationsschrift hervorgegangene Essay stellt ein leidenschaftliches Plädoyer für eine grundsätzliche Richtungsänderung der soziologischen Forschung und Lehre dar. Denn ihr Autor wirft einem Großteil der bisher in diesem Fach vertretenen Ansätze vor, letztendlich einer dem Erbe des Deutschen Idealismus verpflichteten identitätslogischen Form der Begriffsbildung verhaftet geblieben zu sein! Jedoch sei nicht die Einheit, sondern die Vielheit das eigentliche Kennzeichen des Objekts der soziologischen Forschung, weshalb es ratsam sei, all jenen Begriffen zu mißtrauen, die nicht von der Differenz, sondern von der Annahme einer Identität ihres Untersuchungsgegenstandes ausgingen. Auch die in der zeitgenössischen Soziologie in Mode gekommene Rede von der "Weltgesellschaft" zeige doch nur, daß hier eine Unfähigkeit zu Unterscheidung der zahllosen lokalen Traditionen und Kulturen um sich greife, die zugunsten der Hypostasierung eines Kollektivsubjektes vernachlässigt würden, das so gar nicht existiere und in der Realität auf Dauer wohl auch keinen Bestand hätte.

Zwei Leitmetaphern sind es, welche die vorliegende Studie durchziehen und vermittels deren Gegenüberstellung ein spannendes Stück Geistesgeschichte vor unseren Augen entfaltet wird, das bis in die unmittelbare Gegenwart reicht. Denn natürlich ist Wagner nicht entgangen, daß viele theoretische Ansätze, denen er einen identitätslogischen Ansatz unterstellt, explizit auf einer differenzierungstheoretischen Grundlage beruhen, von der man doch annehmen dürfte, daß sie nicht auf Identität, sondern auf die Wahrnehmung von Differenzen ausgerichtet ist. Gerade an dieser Stelle setzt Wagner an, um zu zeigen, daß "Differenz" und "Differenzierung" zwei völlig verschiedene Sachverhalte sind, die nicht unbedingt identisch zu sein brauchen. Denn gerade die neuere sozialwissenschaftliche Differenzierungstheorie, deren historische Wurzeln er in ausführlichen ideengeschichtlichen Exkursen bloßlegt, beruhe auf einem ursprünglich in der Biologie entwickelten Modell der Zellteilung, das immer von der Identität eines vorgegebenen Substrats ausgehe und sich deshalb die anschließenden Differenzierungsprozesse auch immer nur als Differenzierung einer ursprünglichen Einheit vorstellen könne. Niklas Luhmanns Annahme, daß der Prozeß der funktionalen Differenzierung untrennbar mit der Existenz einer "Weltgesellschaft" verbunden sei, weil eine voll funktional differenzierte Gesellschaft letztlich nur als Weltgesellschaft vorstellbar sei, zeige doch eindringlich, daß das Erbe der idealistischen Naturphilosophie von Schelling bis in die Gegenwart das differenzierungstheoretische Denken beherrsche, dem Wagner in Umrissen die Konturen eines wirklich "differenztheoretischen" Forschungsprogramms gegenüberstellt.

War die Identitätsphilosophie des deutschen Idealismus durch die Metapher des "Stammbaumes" beherrscht, so sei das Denken in Differenzen am Modell des "Rhizoms" orientiert, das die französischen Poststrukturalisten Gilles Deleuze und Félix Guattari als Kennzeichen eines "nomadologischen" Denkens beschrieben haben. Denn Rhizom ist der Name für eine Kriechwurzel, die durch ein verzweigtes Netzwerk gekennzeichnet ist, dessen Teile auch jeweils unabhängig voneinander ein eigenes Leben entfalten und so miteinander, aber auch mit fremden Gewächsen Verbindungen und Symbiosen eingehen können. "Symbiose" ist denn auch der Gegenbegriff, den Wagner dem differenzierungstheoretischen Modell der Zellteilung gegenüberstellt, weil auch die biologische Forschung genug Beispiele dafür gibt, daß Höherentwicklungen von Organismen und ganzer Populationen nicht nur auf der Grundlage von Differenzierungen, sondern auch auf dem Wege vom symbiotischen Beziehungen stattfinden können. Der zentrale Unterschied ist aber der, daß bei der Symbiose eine Form der Einheitsbildung vorliegt, die nicht auf der Identität ihrer Teile beruht, sondern gerade deren Heterogenität und Verschiedenheit bewahrt.

Wagner sieht in diesem Modell deshalb auch den Ausgangspunkt für ein wahrhaftes differenztheoretischen Denkens, dessen historische Wurzeln er bereits im Werk von Montesquieu gegeben sieht und das heute unter anderem auch im Diskurs der Postmoderne sowie der postkolonialen Literatur weltweit seinen Siegeszug angetreten habe. Nicht Spencer und Durkheim, sondern Georg Simmel und Max Weber sind seine Kronzeugen dafür, daß auch die Soziologie über intellektuelle Traditionen eines postmetaphysischen Denkens verfügt, die eine überzeugende Alternative zur Systemtheorie und der durch sie geprägten sozialwissenschaftlichen Modernisierungsforschung darstellen, weil sie nicht von dem Modell der "einen" Gesellschaft und ihrer Geschichte, sondern von einer irreduziblen Vielheit der Kulturen ausgingen, die auch im Gefolge der "Globalisierung" nicht einfach verschwinden, sondern in Gestalt der damit einhergehenden Aufwertung des Heterogenen und Lokalen und der damit verbundenen "Hybridisierung" und "Kreolisierung" ihre fröhliche Wiederauferstehung erfahren. Gerhard Wagner ist es zu verdanken, daß er diesen Sachverhalt nicht einfach unter den Teppich einer fragwürdigen soziologischen "Supertheorie" gekehrt hat, sondern in einer Sprache dargestellt hat, die es auch jenen Lesern ermöglicht, seine instruktiven Gedankengänge nachzuvollziehen, die nicht mit allen internen Differenzen jener seit vielen Jahren nur noch rein selbstreferentiell verlaufenden zeitgenössischen soziologischen Theoriebildung vertraut sind, von der sich Wagner aus guten Gründen in einer so sympathischen Art und Weise abgrenzt.

Klaus Lichtblau

In: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 88 (2002), S. 149-150.

© 2001-2003 Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt/Main